

## 1. Wurzeln

Die Familie meines Vaters - Lieben - lebte seit sehr langer Zeit in Prag, der Hauptstadt Tschechiens. Meine Vorfahren hiessen "Menaker" - die hebraeische Bezeichnung des Mannes, der die religioes geschlachteten Rinder von den zum Genuss verbotenen Teilen befreit. Der Name erscheint noch in den hebraeischen Inschriften der Grabsteine meines Grossvaters und meines Onkels Salomon ("Mani") auf dem Prager juedischen Friedhof in Olschan. Eine nicht belegte Familienlegende erzaehlt, dass unsere Vorfahren zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia (1717 - 1780) mit allen anderen Juden aus Prag in die Provinz verbannt wurden und sich im damaligen Dorf Lieben niederliessen. Nach dem Tod der Kaiserin erlaubte ihr Sohn Josef II den Juden, nach Prag zurueckzukehren und bei dieser Gelegenheit erhielten sie deutsche Namen - in diesem Falle "Lieben", nach dem Dorf in dem sie gewohnt hatten. Dieses Dorf, tschechisch "Liben", ist heute ein Stadtteil Prags. (Nachforschung auf dem fruerehen juedischen Friedhof in Liben ist nicht moeglich, da dieser zur Zeit des kommunistischen Regimes zerstoert wurde).

Die Familie war streng orthodox und zur Zeit meiner Kindheit eine der wenigen derartig frommen Prager juedischen Familien. Der bestehende Stammbaum traegt als erstes belegtes Datum das Geburtsjahr des Grossvaters meiner Grossmutter Yeschayahu Jeiteles - 1810. Mein Grossvater Gabriel Lieben - der vor meiner Geburt starb - war ein Handschuhherzeuger.

Meine Mutter - eine geborene Gruenbaum - stammte aus einer aehnlich religioesen Familie aus der Gegend Schwabach - Fuerth - Nuernberg in Bayern. Der bestehende Stammbaum beginnt mit 1783, doch gibt es eine Ueberlieferung, die bis 1635 zurueckfuehrt und eine weitere, laut welcher die Familie vom Bibel-Kommentator Raschi (1040 - 1105) aus Troyes in Frankreich abstammt.

Mein Grossvater Abraham Gruenbaum hatte eine Goldblatt - Erzeugung. Er war einer der Gruender der "Agudat Jisrael" und auch auf vielen anderen Gebieten der juedischen Gemeinschaft aktiv. In diesem Zusammenhang besuchte er auch mindestens zweimal Palaestina. Bei seiner letzten Palestinareise 1921 wurde er schwer krank, im Krankenhaus "Schaare Zedek" vom beruehmten Dr. Wallach behandelt und von der ebenso bekannten Schwester Selma betreut. Er war seinerzeit einer der Gruender dieses Krankenhauses gewesen. Er starb und wurde am Oelberg begraben. Sein Grab wurde 1967 nach dem 6-Tage Krieg von seinen Nachkommen wiedergefunden. Zwei Generationen spaeter wurden dann Kinder meines Bruders Abraham (der nach diesem Grossvater benannt ist) - Urenkel unseres Grossvaters - im gleichen Krankenhaus, vom gleichen Arzt und der gleichen Krankenschwester zur Welt gebracht, und dann auch noch Ururenkel !

Beide Paare meiner (zukuenftigen) Grosseltern, die sich nicht kannten, waren etwa 1918 zur Kur in Marienbad. Ein Heiratsvermittler erfuhr, dass die Prager einen unverheirateten Sohn und die Nuernberger eine ledige Tochter hatten und verband die beiden Familien. Der damals 32-jaehrige Professor Dr. Eugen Lieben heiratete am 22. November 1918 die 27-jaehrige Hannchen ("Hansi") Gruenbaum, die dann nach Prag zog.

Meinen Eltern wurden drei Soehne geboren: Artur - Abraham 1922, Rudolf ("Rudi") - Gabriel 1924 und ich, Max - Mordechai 1926. Die beiden ersten erhielten, wie bei Juden ueblich, ausser deutschen auch die hebraeischen Vornamen der verstorbenen Grossvaeter. Ich bekam als hebraeischen Vornamen den des Helden des Purimfestes, welches in jenem Jahre eine Woche nach meiner Geburt gefeiert wurde.

\* \* \*

## 2. Kindheit

Meine ganze weitere Prager Familie lebte in der Altstadt - meine Grossmutter Ernestine ("Tina"), eine geborene Jeiteles, ihre drei verheirateten Soehne, die ebenfalls verheiratete Tochter und alle Kinder dieser vier Familien, insgesamt 12 Enkel meiner Grosseltern. Dann gab es noch zwei Brueder meiner Grossmutter und sieben in Prag lebende Cousins und Cousinen und die Kinder aller dieser. Es war ein recht ansehnlicher Klan, der zur Zeit meiner Kindheit etwa 50 Personen zaehlte. Sie alle wohnten in einer Entfernung von hoechstens 10 Minuten zu Fuss voneinander - der Grund dafuer war natuerlich, dass man so am Sabbath und anderen juedischen Feiertagen in die Synagoge gehen konnte - denn fahren ist ja an diesen Tagen verboten. "Synagoge" ist in diesem Fall ein zu grosses Wort: die Familie hatte eine private Betstube, die "Lieben - Schul" genannt, in welcher ausser Mitgliedern der Lieben- und Jeiteles-Familien nur einige ganz wenige andere am Gottesdienst teilnahmen. Diese Betstube war in einer Wohnung im Gebaeude der "Chewra Kadischa" (des juedischen Bestattungsvereines) untergebracht, in der Josefsstaedter Strasse - vormals und auch heute wieder die Breite Strasse (Siroka ulice). In zwei Raeumen der gleichen Wohnung lebte ein unverheirateter Bruder meiner Grossmutter, Dr. Berthold Jeiteles.

So trafen sich die meisten Verwandten (vor allem die maennlichen) zweimal taeglich in der Betstube. Am Samstagsmittag besuchten die Tochter und die drei Schwiegertochter mit ihren Kindern unsere Grossmutter, die in einem alten Haus, genannt "Zu den drei Federn" an der Ecke Langestrasse - Theingasse wohnte (bis heute traegt das Haus noch das schoene bunte Schild mit den drei Federn). Im Winter wurde da Hackfleisch angeboten (das ich nicht gerne hatte), im Sommer Erdbeertorte. Spaeter kamen dann die Maenner und erwachseneren Cousins dazu, die eine Stunde Talmud in der Betstube studiert hatten und nun ihre Familien abholten.

Unsere Prager Grossmutter war eine Erscheinung, wie es sie heute nicht mehr gibt. Immer elegant, doch altmodisch gekleidet, mit einem sogenannten Kapotthuetchen auf dem Kopf (ich kannte nur noch eine Frau mit so einer Kopfbedeckung), erweckte sie ueberall Respekt. Eine der Anekdoten ueber sie: eines Tages kam ein neues Dienstvaechen zu ihr. Die Grossmutter fragte sie nach ihrem Namen - die Antwort war: "Rosa". Worauf die Grossmutter sagte: "Bei mir werden Sie Anna heissen. Ich kann mich nicht an einen anderen Namen gewoennen - alle meine Dienstvaechen habe ich Anna genannt!"

Ich wurde, wie damals meist ueblich, zu Hause geboren. Das Haus - eine andere Ecke Langestrasse-Theingasse - war auch recht alt. Die Toilette war nur ueber einen offenen Balkon erreichbar, wo es im Winter frostig kalt war. Urspruenglich gab es nur einen Wasserhahn mit gusseisernem Ablauf in der Kueche, zum Baden wurde Wasser in grossen Toepfen auf dem Herd gewaermt, ein hoelzerner Waschtrog wurde in der Kueche auf zwei Schemel gestellt und dort badeten, einer nach dem anderen, alle Familienmitglieder. Eine meiner ersten Erinnerungen, es muss so um 1932 gewesen sein, ist die Installation einer Wanne mit (Kohle-) Badeofen in einer Nische des Schlafzimmers meiner Eltern. Die Nische war durch einen Stoffvorhang mit Pflaumenmuster vom Schlafzimmer abgeteilt.

Es gab Leuchtgas, durch Rohre von der Staedtischen Gasanstalt geliefert, in jedem Zimmer hing in der Mitte der Decke ein Rohr mit einem sogenannten "Auerstrumpf", der mit Eintritt der Dunkelheit entzuendet wurde und recht hell brannte. Auch wieder in den ersten Dreissigerjahren liegt meine Erinnerung von der Einfuehrung der Elektrizitaet in unserer Wohnung. Weisse mit Textil umflochtene Litzen wurden auf an die Waende genagelte Porzellanisolatoren befestigt, die Drehschalter und Gluehbirnenfassungen waren ebenfalls aus

Porzellan. Die Gluehbirnen der ersten Jahre hatten Gluehfaeden aus Kohle, nicht Metall, und brannten sehr haeufig aus.

Auch die Strassenbeleuchtung wurde mit Gas betrieben. In meinen aeltesten Erinnerungen ging mit einbrechender Dunkelheit ein Mann mit einer Stange durch die Strassen, an deren Ende eine kleine Flamme brannte. Bei jeder Strassenlampe oeffnete er mit Hilfe der Stange einen Hahn und entzundete das Gas. Am Morgen ging er wieder um und schloss die Gashaehne. Spaeter wurden dann die Lampen durch Aenderung des Gasdruckes fernbetaetigt und es gab keine "Gasmaenner" mehr.

Prag war in jener Zeit zweisprachig: der Grossteil der Bevoelkerung waren Tschechen, eine Minderheit Deutsche. Die Juden waren in dieser Hinsicht geteilt - es gab solche, die nur Tschechisch konnten und andere, die deutscher Kultur waren. Unsere Familie gehoerte zu den letzteren. Wir konnten zwar auch Tschechisch - das Dienstvaechen, der Hausmeister und das Personal in manchen Laeden sprachen nur tschechisch, aber unsere Umgangssprache war im Allgemeinen Deutsch, die Buecher und die Zeitung ("Prager Tagblatt") ebenso. Mein Vater war Altphilologe und unterrichtete Griechisch, Latein und Philosophie am Deutschen Staats - Realgymnasium Prag II., Stefansgasse. Meine Mutter hatte in den Jahren in Prag nur sehr wenig Tschechisch erlernt, gerade eben was fuer den alltaeglichen Umgang notwendig war.

Mein Vater war ausserdem auch wissenschaftlich und publizistisch taetig. Im Rahmen der juedischen Kultusgemeinde war er kulturell und vor allem in der Sozialfuersorge aktiv. Er half vielen, meist aus Osteuropa nach Prag gefluechteten, Juden. Spaeter waren es die aus Nazideutschland und dem "angeschlossenen" Oesterreich gefluechteten. Er kam taeglich zum Mittagsessen um ein Uhr nach Hause, danach las er wohl eine halbe Stunde die Zeitung und dann begann seine "Ordination" - die Hilfesucher, die oft schon eine Stunde oder laenger in unserem Vorzimmer gewartet hatten, kamen einzeln in sein Arbeitszimmer und erhielten dort seinen Rat und haeufig auch Geld oder andere materielle Hilfe wie Essenskarten fuer die Juedische Volkskueche u. dgl.

Er war - laut Aussage seiner Schueler - ein ausgezeichnete und auch beliebte Erzieher. Eine Illustration aus seiner Karriere: Einer seiner Studenten in einer Abiturientenklasse fragte ihn: "Herr Professor, Sie haben uns jetzt Jahre hindurch das Beste und Schoenste der menschlichen Kultur, Ideale und Ideen vorgetragen. Glauben Sie, dass Sie damit etwas erreicht haben?" Und seine Antwort: "Ich unterrichte jetzt etwa 25 Jahre, jedes Jahr im Durchschnitt 3 Klassen und in jeder Klasse, sagen wir, 30 Schueler. Das waeren zusammengerechnet 2250 Schueler. Nun nehmen wir an, dass deren Haelfte gar nicht erst hoerte, worueber ich sprach - bleiben etwa 1100. Sagen wir, dass von diesen die Haelfte alles nach einem Monat vergass, vom Rest vergass die Haelfte wiederum alles nach einem Jahr und von den Uebrigen vergass die Haelfte alles nach 10 Jahren. Da bleiben mehr als 100 meiner Studenten, die etwas von den hohen Idealen, die ich ihnen weitegeben wollte, aufgenommen haben. Ich habe mich also verhundertfacht - das ist kein kleiner Erfolg!"

Meine Mutter hatte eine hoehere Toechterschule besucht und waehrend des ersten Weltkrieges einen Kurs fuer Krankenschwestern. Sie arbeitete damals auch tatsaechlich als solche in einem Militaerspital. In Prag war sie "nur" im Haushalt taetig - kaufte ein, kochte, wusch, putzte, strickte und haekelte und sie war es auch, die sich hauptsaechlich um die alltaeglichen Einzelheiten unserer Erziehung, die Ausfuehrung der Schulaufgaben usw. kuemmerte. Durch ihre stille und ununterbrochene Arbeit schuf sie das Milieu im Haus, das es meinem Vater ermoeglichte, seinen verschiedenen Taetigkeiten ungestoert nachzugehen.

Ihr zur Hilfe gab es (bis zur Nazizeit) ein bei uns wohnendes Dienstmaedchen und, als wir Kinder noch klein waren, ein Kindermaedchen.

Wir Kinder wuchsen in beiden Sprachen auf, doch war Deutsch die Sprache, die wir besser beherschten und auch die Unterrichtssprache fast aller meiner Schuljahre. Ausserdem lernten wir ab unserem ungefaehr dritten Lebensjahr bei einem Rabbiner hebraeisch lesen und schreiben (in "aschkenasischer" Ausprache, zu religioesen Zwecken - gesprochen wurde hebraeisch bei uns damals nicht). Spaeter kam auch noch die sogenannte Raschi-Schrift dazu, die zum Studium von Kommentaren notwendig ist. Parallel zum Schulunterricht lernten wir dann auch taeglich eine Stunde Bibel, Talmud und andere juedische Studien.

Bis zur eigentlichen Aufloesung der Tschechoslowakei in Muenchen im Herbst 1938 pflegten wir jedes Jahr zur Sommerfrische "auf's Land:" zu fahren. Das spielte sich so ab: Ein Lastauto hielt vor unserem Haus, es wurden Kisten, Koffer und Koerbe mit Toepfen, Pfannen und allem anderen Geschirr und natuerlich auch Lebensmittel aufgeladen - denn wir durften ja wegen der rituellen Gebote nicht aus "nichjuedischem" Geschirr essen. Meine Mutter sass neben dem Chauffeur, das Dienstmaedchen und wir Kinder hinten, mit den Sachen. Wir fuhren in ein Dorf, wohl 20 oder 30 km von Prag entfernt, wo wir ein Haus von einem Bauern mieteten, der fuer die Zeit mit seiner Familie in einem Nebengebäude des Hofes wohnte. Unser Vater pflegte in den Sommer - Schulferien den Direktor zu vertreten und kam immer nur fuer's Wochenende zu uns. Fuer uns Stadtkinder war das natuerlich immer ein Erlebnis - ein Bach, Froesche, Ziegen und alles Moegliche fuer uns Neue vom Landleben. Fuer unsere Mutter war es wahrscheinlich eine Strapaze - sie musste auch dort die Wirtschaft fuehren, kochen usw., unter viel weniger bequemen Bedingungen als in Prag.

Meine ersten vier Schuljahre besuchte ich die Deutsche Volksschule in der Fleischgasse. Meine lebhaftesten Erinnerungen von dort sind zwei: die eine, dass der katholische Priester, der den christlichen Kindern Religionsunterricht erteilte, im Stiegenhaus auch uns juedischen Kindern Heiligenbildchen verteilte, die mir, der ich ja von meiner Erziehung her entsprechend programmiert war, ein Abscheu waren und die ich - natuerlich im Geheimen - moeglichst schnell los wurde. Die zweite Erinnerung sind die deutschsprachigen Schauspieler, die in unserer Schule haeufig klassische Gedichte und Balladen rezitierten - "Die Buergerschaft", "Der Ring des Polykrates", "Der Taucher" und viele, viele andere. Der Familienrat beschloss, dass wenigstens einer in der Familie richtig tschechisch koennen muss und so wurde ich fuer's Schuljahr 1936-37 in die tschechischsprachige fuenfte Klasse der juedischen Volksschule in der Jachymova Strasse geschickt. Ich habe zwar dort meine Tschechischkenntnisse wesentlich vertieft, doch in anderen Faechern war ich sehr schwach - ich verstand meistens kaum, worum es ging. Doch hatte diese zionistische Schule einen ziemlichen Einfluss auf mein Weltbild und wohl spaeter auch auf meine Weltanschauung. Dann die erste und zweite Realschulklasse wieder Deutsch, in der Nikolanderrealschule. Als ich in der letzteren war, wurden im Herbst 1938 laut dem "Muenchener Abkommen" die Sudetengebiete der Tschechoslowakei von den Deutschen besetzt, die Slowakei verliess die Tschechoslowakei und wurde zu einem faschistischen Vasallenstaat Deutschlands. Schliesslich besetzten die Nazis am 15. Maerz 1939 Boehmen und Maehren und deklarierten das "Protektorat Boehmen und Maehren". Zu dieser Zeit begannen wir ernstlich den staerker werdenden Antisemitismus zu spueren, der bis dahin irgendwie unter der Oberflaeche latent war - jetzt wurde er von den deutschen Nationalsozialisten und auch von tschechischen Faschisten mehr und mehr geschuert.

\* \* \*

### 3. Unter dem Nationalsozialismus in Prag

Im Juni 1939 wurde es dann den juedischen Schuelern verboten, weiterhin staatliche Schulen zu besuchen.

Das naechste Schuljahr war ich dann wieder in der juedischen Schule - nun in der achten Klasse (das hiess damals dort Buergerschule). Wieder lernte ich nicht viel, aber ich gewann Freunde, die nicht religioes waren und wurde so langsam in eine zionistisch-sozialistische Jugendbewegung, den "Makabi Hazair" gezogen. Nach diesem Schuljahr wurde jedweder Unterricht juedischer Kinder verboten und so habe ich im reifen Alter von 14 Jahren meine formelle Schulung beendet. Auch mein Vater wurde, wie alle anderen juedischen Lehrer, von seiner Lehrstelle "vorzeitig in den Ruhestand versetzt".

In der Zwischenzeit war natuerlich rund um mich viel geschehen. Der gesamten Familie meiner Mutter gelang es, rechtzeitig aus Nuernberg ins Ausland zu fluechten - nach den USA, England und Palaestina. (Manche von diesen fuhren ueber Prag und so waren wir ueber die Entwicklung in Deutschland laufend informiert). Auch in Prag gabe es solche, die es schafften. Doch von der Familie meiner Prager Grossmutter und aller ihrer Nachkoemmlinge war es nur mein Bruder Artur - Abraham, der im Maerz 1939, 2 Wochen nach der Nazibesetzung Tschechiens, nach Palaestina auswanderte. Mein Vater entschloss sich - gegen die Ansicht seiner Geschwister - meinen Bruder wegzuschicken. Er fuhr mit der Bahn am Pessachfest, nachdem mein Vater sich beim Religions-Richter ueber die Zulaessigkeit dieser Gesetzesuebertretung unter den herrschenden Umstaenden beraten hatte. So hat meine Bruder als einziger - ausser mir - den Holocaust ueberlebt.

Nach der Nazi-Besetzung wurde mein Vater von ihnen verhaftet – er war wahrscheinlich auf einer "schwarzen Liste" wegen seiner oeffentlichen Taetigkeit. Er kam nach einigen Wochen abgemagert und verlaust nach Hause. Uns Kindern hat er nichts ueber die Zeit erzaehlt. Unter anderem wurde er auch von Adolf Eichmann verhoert.

Unser Onkel "Mani" (meines Vaters Bruder), der Arzt war und schon Jahre vorher ueber Versuche publiziert hatte, laut denen das rituelle Schlachten von Tieren nicht weniger human ist als die bei Nichtjuden uebliche Toetung, wurde ebenfalls verhaftet. Er kam ins Konzentrationslager Dachau, nach etwa einem Jahr kam von dort eine Nachricht an seine Frau, dass er dort am 20.3.1942 "an Darmkatarrh" gestorben war und kremiert (eingeaeschert) worden sei. "Die Asche kann gegen Bezahlung von der Befehlsstelle der Gestapo in Prag ausgehaendigt werden..." wurde mitgeteilt. Dies geschah und so ist dieser mein Onkel der einzige der im Holocaust umgekommenen Familienmitglieder, der ein Grab und einen Grabstein hat. Nach dem, was uns heute bekannt ist, liegt dort natuerlich nicht seine Asche ...

Auch mein Vater dachte an Auswanderung. Nach vielen vergeblichen Versuchen, die Einreisebewilligung in alle moeglichen Laender zu erhalten, gelang es schliesslich den Geschwistern meiner Mutter in England, uns ein sogenanntes "permit" zu senden, mit den Namen meiner Eltern, meines Bruders Rudi und meinem, begleitet von der Einladung einer englischen Universitaet, die meinem Vater dort eine Arbeits- und Lehrstelle zusicherte. Meine Eltern zoegerten lange - da war die damals 75-jaehrige Mutter meines Vaters und alle seine Geschwister mit deren Kindern, die keine Auswanderungsmoeglichkeit hatten, da war die jahrzehntelang eingezahlte Alterspension, die Wohnungseinrichtung, tausende von Buechern ...

Von Holocaust war damals noch nicht die Rede und niemand ahnte, was die Deutschen in den folgenden Jahren mit den Juden planten. Dann, am 1. September 1939, brach der zweite Weltkrieg aus und damit war auch jedwede Auswanderung unmöglich geworden.

Dann begann fuer eine Zeit lang illegale Schulung fuer juedische Kinder. Nachdem es verboten war, sich in groesseren Gruppen zu treffen, kamen jeweils drei oder vier von uns in einer der Wohnungen zusammen und lernten verschiedene Schulfacher – teilweise auch mit Hilfe von juedischen Lehrern. Dies wurde von der juedischen Gemeinde organisiert, auch unser Vater war in diesem Rahmen als so etwas wie paedagogischer Berater und Schulinspektor taetig. Auch das dauerte nicht lange an. Ab Ende 1941 begannen Transporte abzugehen, die “Belegschaft” dieser Lerngruppen wechselte staendig und die ganze Sache loeste sich langsam auf. In dieser Zeit war ich schon ein aktives Mitglied der oben erwaehten zionistisch- sozialistischen Jugendbewegung, und dies ohne Wissen meiner Eltern – die das natuerlich verboten haetten. Wir trafen uns in diesem Rahmen wo es eben ging: Es gab einen Sportplatz des juedischen Vereines “Hagibor” in Straschnitz, wo das Treffen juedischer Jugend, getarnt als Spiele, noch eine Zeitlang moeglich war. Mein Bruder Rudi war ebenfalls im “Makabi Hazair”, als Fuehrer einer Kindergruppe. Solange es noch erlaubt war, machten wir auch noch Ausfluege in die Prager Vorstaedte und nahe liegende Doerfer, zum Schluss trafen wir uns – und spielten auch – auf dem beruehmten alten Prager juedischen Friedhof.

Wir wurden immer schon zum Lesen angehalten. In dieser Zeit aber wurde das mehr als nur Unterhaltung oder Zeitvertreib. Wir lasen alles, was uns in die Haende gelangte und besprachen es dann bei unseren Treffen – Romane, Geschichte, Philosophie und alles Andere. Nachdem jeder Schulbesuch unmöglich geworden war, verschaffte mir mein Vater eine Lehrstelle als Elektriker bei einer (nichtjuedischen) Firma. Urspruenglich war es ihm irgendwie seltsam, in Begleitung seines in einen Monteuranzug gekleideten Sohnes auf der Strasse gesehen zu werden – es war wohl nicht mit seinem Status als Akademiker vereinbar. Schliesslich aber gewoehnte er sich daran und war sogar stolz darauf. Doch auch das dauerte nicht lange – nach etwa einem halben Jahr durften Juden auch nicht mehr in die Lehre gehen. Danach eroeffnete die Juedische Gemeinde Umschulungskurse und ich lernte dort fuer einige Monate Elektrotechnik, bis auch das verboten wurde. Eine Zeit lang arbeitete ich auch in einer Taschnerwerkstatt der juedischen Gemeinde, wo fuer die in die Transporte Einberufenen Taschen, Rucksaecke usw. aus Decken und aehnlichem Material hergestellt wurden.

Indessen organisierten die juedischen Jugendbewegungen – in Zusammenarbeit mit der juedischen Gemeinde – den sogenannten “Hilfsdienst”. Jungen und Maedchen besuchten die zum Transport vorgeladenen Menschen in ihren Wohnungen und halfen ihnen bei den Vorbereitungen. Haeufig waren dies Aeltere und auch Kranke, die sich nicht einmal entschliessen konnten, was von ihren Habseligkeiten sie in dem von den Nazis erlaubten Handgepaeck mitnehmen sollten – ist es wichtiger, die Familien – Fotografien einzupacken oder lieber noch einen warmen Anzug ? Wir Jugendliche mit unserer Sachlichkeit waren da haeufig gut am Platz. Und am Tage der Einberufung kamen wir dann und halfen ihnen, das Gepaeck zu tragen.

Als dann schon Post von Bekannten, Verwandten und Freunden aus polnischen Ghettos und spaeter aus Theresienstadt kam und wir deren Adressen erfuhren, sammelten wir Jungen, die noch in Prag waren, Lebensmittel und andere lebenswichtige Artikel, haeufig auf dem “schwarzen Markt” gekauft, und sandten Pakete an die Deportierten. Einiges kam auch an (wir erhielten manchmal Bestaetigungen), das meiste nicht.

Vater wurde unterdessen von der juedischen Gemeinde in einem der Magazine angestellt, in welchen auf Befehl der Nazis der von den deportierten Juden hinterlassene Besitz gespeichert – und dann an Deutsche verteilt wurde. Seine Aufgabe war im Buecherlager, wo er auf

Bestellung eines Architekten z. B. dreieinhalb laufende Meter rotgebundene Buecher zusammenzustellen hatte, die fuer den Salon eines Nazibonzen bestimmt waren – der Inhalt der Buecher war weiter nicht wichtig. Diese Magazine wurden meistens in zu diesem Zweck geleerten Synagogen, Turnhallen oder anderen juedischen Institutionen errichtet.

In dieser ganzen Zeit wurden von den Deutschen sukzessive alle heute schon bekannten anti-juedischen Verordnungen, Verbote und Gesetze eingefuehrt. Alles Vermoegen wurde registriert, Bankkonten wurden gesperrt, man musste die Radioapparate abgeben, dann Gold und andere Wertgegenstaende, Naehmaschinen, Fotoapparate, Fahrraeder, Skier, Wollkleidung, Pelze und eine nicht enden wollende Liste anderer Utensilien, die die Nazis den Juden abnahmen. Dann durften Juden nurmehr in der Altstadt wohnen, mindestens zwei Personen pro Zimmer, und nachdem wir immer schon dort gewohnt hatten und unsere Wohnung “zu gross war”, mussten wir ein Zimmer\_\_untervermieten. Das Betreten oeffentlicher Raeume wie Restaurants, Kaffeehaeuser (ausser einem juedischen), Kinos, Theater, Museen, Parkanlagen usw. wurde Juden verboten, ebenso die Stadtteile ausserhalb der Altstadt. Zur Benutzung oeffentlicher Verkehrsmittel musste man eine besondere Erlaubnis haben und auch dann durfte man nur stehend auf der Plattform des Anhaengewagens der elektrischen Stadtbahn fahren. In den Laeden wurden Einkaufsstunden fuer Juden bestimmt, (naemlich) nachmittags, als bei dem des Krieges wegen herrschenden Mangel an allem meistens kaum noch Ware erhaeltlich war.

Schliesslich kam der gelbe “Judenstern”, der auf dem aeusseren Kleidungsstueck, auf der linken Brustseite, sichtbar angenaecht werden musste und der natuerlich die gesellschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Meidung und Aechtung der Juden vollendete.

Unsere tschechischen Nachbarn verhielten sich verschieden – es gab unter ihnen antisemitische Mitlaeufer, die ueber die Massnahmen der Nazis froh waren. Es gab auch solche, die halfen oder wenigstens versuchten, zu helfen. Der Grossteil war wohl “neutral” – sie hatten viele eigene Sorgen und Beschraenkungen und ihr Mitleid reichte nicht fuer die Juden aus.

Mit meinem Bruder Artur korrespondierten wir bis Kriegsausbruch regelmassig zweimal in der Woche, dann sporadischer ueber Verwandte in neutralen Laendern, welche die Post weiterleiteten und dann, bis zu unserem Transport ins Ghetto Theresienstadt, nur noch ab und zu einige Zeilen, die das Internationale Rote Kreuz vermittelte. Unsere Briefe aus der Zeit blieben bei ihm erhalten – sie enthalten wegen der Zensur natuerlich nur Familiennachrichten und manchmal etwas verschluesselte allgemeinere.

Ab Ende 1941 gingen, wie erwaeht, Transporte von Juden aus Prag ab. Die ersten direkt nach Polen, dann ins Ghetto Theresienstadt. Von dort gingen dann die allermeisten weiter nach Polen, doch wussten wir dies anfangs nicht. Da unser Vater und teilweise auch die Mutter bei der Juedischen Gemeinde angestellt waren, blieben wir laenger in Prag, als alle unseren Verwandten und die meisten anderen Juden.

\* \* \*

#### 4. Ghetto Theresienstadt

Das Staedtchen Theresienstadt ( tschechisch Terezin) wurde Ende des 18ten Jahrhunderts etwa 60 km noerdlich von Prag als Festungsstadt erbaut. Nahebei ist die sogenannte “Kleine

Festung". Die Nazis waelhnten diesen Ort zur Konzentration der Juden, da er von Waellen und Graeben umgeben und so leicht zu bewachen ist.

Als eine der Ersten unserer Familie wurde unsere Grossmutter, Vaters Mutter, hingebacht, die dort im August 1942 im Alter von 78 Jahren an Krankheit, Hunger und Kummer starb. Dann folgten alle anderen und schliesslich wurden auch wir am 8. Juli 1943 hin deportiert. Ich war damals 17 Jahre alt. Wir erhielten den Befehl, uns nur mit in der Hand tragbarem Gepaeck in einer Sammelstelle in Prag – den hoelzernen Saelen der ehemaligen "Radiomesse" – zu stellen. Dort waren auf dem Fussboden Strohsaecke – ein grosser Schock fuer uns alle, die wir bis damals in unseren Wohnungen gelebt hatten. Nach einem Tag wurden wir mit Eisenbahn ins Ghetto Theresienstadt gebracht. Gleich zu Beginn wurden wir vier voneinander getrennt – Vater war in einer Maennerkaserne, Mutter in einer Frauenkaserne, mein Bruder Rudi und ich wohnten jeder in einem – anderen – sogenannten "Jugendheim". In diesen waren Zimmer von etwa 3 x 4 Meter Groesse mit 3-stoeckigen Holzpritschen gefuehlt, auf welchen Strohsaecke lagen. Ich zum Beispiel wohnte mit noch 11 anderen Jungen meines Alters in so einer "Ubikation". Diese Jugendheime waren von der juedischen Ghettoleitung errichtet, welche so die Jugend in einer etwas besseren Atmosphaere halten wollte, als dies zusammen mit den Erwachsenen moeglich (gewesen?) waere. Wir mussten natuerlich arbeiten – ich war eine Zeit lang in einer Tischlerwerkstatt, kurzzeitig als Elektriker, ab- und zu beim Ernten in den Gemuesegaerten und die laengste Zeit beim Transport von Baumaterialien beschaeftigt. Diese letzte Beschaeftigung muss erklart werden: die einzigen Transportmittel innerhalb des Ghettos waren Leichenbestattungswagen, die von allen in Europa liquidierten Juedischen Gemeinden nach Theresienstadt gebracht worden waren. Pferde gab es natuerlich keine – sondern 10 bis 12 Maenner der betreffenden Arbeitskolonne schoben die Wagen "von Hand". Auf solchen Wagen wurde alles im Ghetto gefuehrt (evtl. fortbewegt) – alte Menschen, kleine Kinder, Brot, Baumaterial, Leichen und alles andere.

Unter den ersten Arbeiten, bei denen ich im Sommer 1943 eingesetzt wurde, war der "Barackenbau" ausserhalb der Ghettomauern. Es wurden Holzbaracken gebaut, deren Zweck uns nicht bekannt war, was natuerlich wieder zu allerlei Geruechten fuehrte. Schliesslich kam eines Abends – unter strenger Ausgehsperr im Ghetto, wie immer wenn neue Transporte kamen – eine grosse Gruppe von Kindern. Es ging das Geruecht um, dass sie fuer Austausch in die Schweiz bestimmt seien. Aus dem Ghetto wurden fuer sie freiwillige Erzieher und Krankenschwestern mobilisiert, die dann mit den Kindern in voelliger Isolation in den Baracken wohnten. Unter diesen Freiwilligen waren auch einige meiner Freunde und Bekannten. Trotz der strengen Quarantaene gelangten verschiedene Nachrichten von ihnen zu uns, manche von diesen sehr seltsam fuer uns. Die Kinder waren aus der polnischen Stadt Bialystok gebracht worden und waren in sehr schlechtem koerperlichen und hygienischen Zustand. Als sie zu Duschraeumen ins Ghetto gebracht werden sollten, weigerten sie sich heftig und sagten immer wieder "Gas, Gas...!" Ihre Begleiter aus dem Ghetto ueberzeugten sie schliesslich, dass dies tatsaechlich Duschraeume waren – und nicht Gaskammern, wie die Kinder scheinbar aus ihrer Erfahrung her in Polen befuerchtet hatten. Schliesslich wurden die Kinder mit ihren Begleitern wieder aus Theresienstadt deportiert. (Erst nach dem Krieg erfuhr ich, dass dieser Transport nach Auschwitz zur Vernichtung – und nicht in die Schweiz - gebracht wurde.

Mein Bruder und ich entschlossen uns nach etwa zwei bis drei Monaten im Ghetto, zu versuchen unseren Eltern eine etwas bequemere Wohnmoeglichkeit zu schaffen. Wir fanden einen mit Geroell verschuetteten Kellereingang, den wir nach den Arbeitsstunden mit Hilfe eines ausgeborgten Schubkarrens und einer Schaufel leerten. Dann "schleussten" (das war der Ghettoausdruck fuer stehlen) wir Holz, aus welchem wir ein Fenster, eine Tuere, 2 Betten und ein Tischchen bauten. Nach einigen Wochen war die "Privatwohnung" (das Zimmer) so weit.

Wir erhielten sogar nachtraeglich eine offizielle Bauerlaubnis und so konnten unsere Eltern dort zusammen wohnen. Mein Bruder und ich waren fast jeden Tag nach der Arbeit bei ihnen, um mit ihnen Ersatzkaffee zu trinken und auch Angehoerige der weiteren Familie kamen ab und zu, dort (evtl.: und so) entstand eine Art von Familienzentrum im Ghetto. Einer meiner Cousins feierte dort sogar seine Verlobung.

Als junge, arbeitende Menschen hatten mein Bruder und ich groessere Lebensmittelzuteilungen als unsere Eltern und manchmal konnten wir (uns) auch etwas zusaetzlich verschaffen, natuerlich illegal, und so konnten wir ihnen ein bisschen helfen.

Ausserdem waren wir zwei aber im Rahmen der Jugendbewegung jeder in seiner Kommune, in welcher zusaetzliche Lebensmittel unter allen Mitgliedern verteilt wurden und in welchen besonders kranken Kameraden mit Brot, Zucker usw. aus den gemeinsamen Vorraten nachgeholfen wurde.

Hier will ich noch hinzufuegen, dass mein Vater die ganze Zeit ueber im Ghetto nur rituell erlaubte Speisen ass – er ruehrte Fleisch nicht an und tauschte das wenige, das man erhielt, fuer Brot oder andere Lebensmittel ein. Uns Jungen versuchte er in dieser Hinsicht nicht zu beeinflussen, er fand fuer sich vielleicht die Ausrede, dass wir schwer koerperlich arbeiteten und alles essen muessten, was es gab. Vielleicht ahnte er auch, dass wir beide eigentlich nicht mehr religioes waren – was wir allerdings versuchten, vor den Eltern geheim zu halten.

Die gesamte Atmosphaere in Theresienstadt war von einem Begriff bestimmt: Transporte. Ununterbrochen kamen Transporte aus verschiedenen Laendern – und ununterbrochen gingen wieder Transporte weg, “Nach Osten”, wie es hiess. Glaubwuerdige Nachrichtenquellen gab es kaum und so gingen staendig Geruechte um. Der weitaus ueberwiegende Grossteil (Teil) der Ghettohaefflinge wusste nichts von der “Endloesung” – den Vernichtungslagern in Polen und anderswo, “Einsatzgruppen” usw. Laut den Geruechten war es “im Osten” aeusserst hart, mit Hunger, Krankheiten und schwerer Arbeit – aber das war alles, was bekannt war. Den Nazis gelang es sehr lange, die Wahrheit zu verbergen. Eine bezeichnende Illustration dieser unserer Naivitaet und Unwissenheit ist die folgende: Vor Abgang von Transporten besprachen wir immer mit wegfuhrnden Kameraden aus der Jugendbewegung, dass diese uns nach Moeglichkeit informieren sollten, was dort wirklich geschah und wir verabredeten auch gewisse Code-Systeme, um die deutsche Zensur zu umgehen. Und so erhielten wir eines Tages eine Postkarte von einem unserer Freunde, der kurz davor aus Theresienstadt deportiert wurde – natuerlich Deutsch, in Blockschrift und mit den erlaubten hoechstens 25 Worten, wie es von den Nazis vorgeschrieben war. Als Absendungsort war “Arbeitslager Birkenau” angegeben – wir hatten vorher noch nie von so einem Ort gehoert. Und im Text schrieb unser Freund Rudi Rosen, dessen Handschrift wir erkannten, unverfaengliche Sachen wie: Ich bin zusammen mit meinen Freunden, wir arbeiten usw. usw. – und unterschrieb: “Rudi Namut”. *Namut* heisst im Hebraeischen (das viele von uns in der Jugendbewegung als Vorbereitung fuer Palaestina gelernt hatten) “Wir werden sterben”. Ich erinnere mich, wie wir, eine Gruppe von Freunden, auf einem Dachboden zusammen diese Karte von Hand zu Hand reichten und versuchten sie zu analysieren. Und unser Konsensus: Die Bedingungen in diesem “Birkenau” sind wohl sehr schwer, vielleicht ist Rudi Rosen krank und deprimiert und daher seine so schwarzseherische verschluesselte Unterschrift. Nicht lange danach kam noch eine Postkarte von ihm, ebenfalls aus Birkenau. In dieser hatte er gewisse Buchstaben im sonst uninteressanten Text umgekehrt schraeg geschrieben, als die uebrigen. Diese Buchstaben ergaben aneinander gereiht das deutsche Wort “*Gastod*”. Die oben beschriebene Szene wiederholt sich, wir sitzen und versuchen, den Sinn dieses Wortes zu entschluesseln. Und unsere Deutung: Rudi R. arbeitet vielleicht in einer Fabrik fuer Giftgase und durch Arbeitsunfaelle sterben wohl haeufig Menschen an Gasvergiftung. Keiner von uns kam (auch) nur auf die Idee, dass es Gaskammern geben koennte, in welchen Menschen massenweise,

wie am laufenden Band, vorsatzlich ermordet wuerden... (Randbemerkung :Rudi Rosen ueberlebte).

Die Lebensbedingungen in Theresienstadt waren – selbst am schon sehr herabgesetzten Lebensstandard der letzten Jahre in Prag gemessen – sehr schwer. Es gab Ungeziefer – Floehe, Wanzen und die hygienischen Bedingungen waren sehr arg. Doch es gab Unterschiede: Am schwersten hatten es alte Menschen ohne Familie. Diese erhielten sehr geringe Lebensmittelzuteilungen und sie hatten auch keinerlei Moeglichkeiten, sich irgendwie zusaetzliche Nahrung zu verschaffen. Sie litten natuerlich auch unter den verschiedensten Krankheiten und den schweren Lebensbedingungen – sie hatten nicht die Kraft, Schlange zu stehen, Tauschgeschafte durchzufuehren usw. Und dazu kam ihre Einsamkeit. Diese Schicht der Ghettoinsassen wies auch die weitaus groesste Sterblichkeit auf. Sie waren noch viel hungrier als alle anderen. Juengere, gesunde Menschen im arbeitsfaehigen Alter waren besser daran. Am besten ging es natuerlich denen, deren Arbeit mit Lebensmitteln zu tun hatte – Koeche, Baecker, Arbeiter, welche beim Kartoffeltransport und anderen Nahrungsmitteln arbeiteten und auch Arbeiter der Landwirtschaft und der Gemuesegaerten. Zwischen diesen beiden Extremen waren Handwerker, die ihr Koennen fuer Lebensmittel verkaufen konnten.

Wir Mitglieder der Zionistischen Jugendbewegungen (die den Nazis gegenueber (...aus der Sicht der...)illegal waren) organisierten (nach den Arbeitsstunden natuerlich) diverse Aktivitaeten, um auch unter den im Ghetto herrschenden Bedingungen die Zeit moeglichst positiv zu nutzen. Es gab Hebraeischunterricht, es wurde viel gelesen und das Gelesene diskutiert, in bescheidener Form wurden auch Sport- und Wettspiele veranstaltet. Eine der sehr positiven Taetigkeiten war die Aktion “Jad Tomechet” (= “Stuetzende Hand”) : Je zwei junge Menschen besuchten Alte und Kranke, um ihnen zu helfen – beim Aufräumen, Betten lueften und machen und bei allen moeglichen Erledigungen und Arbeiten, manchmal auch “nur” um ihnen Gesellschaft zu leisten.

(Im Jahr)1944 war auch ich einer der vielen, die von den Nazis an der sogenannten “Verschoenerungsaktion” beteiligt wurden. Um den Geruechten im Westen und in den neutralen Staaten ueber die schlechte Behandlung von Juden seitens der Deutschen entgegenzutreten, wurde das Ghetto “verschoenert”. Waende wurden getuencht, Wohnhaeuser weniger dicht besetzt (durch Deportationen nach Polen), Kinderspielplaetze, ein Kaffeehaus, eine Bank, Laeden usw. eingerichtet, und die Delegation des Internationalen Roten Kreuzes liess sich bei ihrem Besuch im Ghetto tatsaechlich durch dieses “Potemkin” – Ghetto taeuschen. Keiner der Ghettohaeftlinge, die mit Mitgliedern der Delegation sprachen, traute sich, die Wahrheit zu sagen – man wusste ja nicht, welcher der Besucher ein Nazi in Zivil und welcher ein Schweizer oder Schwede war.

Es gab im Ghetto viele Moeglichkeiten des Kulturlebens – Vortraege, Vorfuehrungen, Konzerte usw. Unser Vater hielt auch Vortraege in seinen Faechern. Ich persoenlich habe sehr wenig an diesem Kulturleben teilgenommen – ich glaube, dass ich nicht die Zeit dafuer fand. Ich hatte eine Freundin, mit welcher ich viel Zeit verbrachte – Spazierengehen mit langen Gesprachen ueber Buecher, Zionismus, Sozialismus, Jugendbewegung, Kibbuz und tausende andere Themen, die uns bewegten. Trotz der unmenschlichen Bedingungen – wir waren ja doch junge Menschen, (und) Jungen und Maedchen verliebten sich, es gab sogar Humor und auch ueber den Hunger und die Not wurden Witze gemacht.

Schliesslich aber wurde der Grossteil von uns in Transporten weggefuehrt (weggeschafft). Mein Bruder Rudi und ich waren im ersten der 10 Transporte im Herbst 1944, die nach Auschwitz-Birkenau gebracht wurden. Wir fuhren am 28. September 1944 in Eisenbahn-Viehwaggons ab – etwa 2500 Maenner (von diesen ueberlebten etwa 370). Die Waggons waren geschlossen, nur oben gab es 2 kleine vergitterte Luken. In den Bremserkabinen der Waggons fuhren die SS-Wachmannschaften. Unterwegs hoerten wir manchmal Schuesse – die SS-Maenner schossen auf Haeftlinge, denen es irgendwie gelungen war, aus dem Zug zu

springen. Da ich einer der leichteren und wendigeren war, wurde ich ab und zu auf die Schultern von zwei anderen gehoben, um durch die Luken zu schauen. So sah ich manchmal den Namen einer Eisenbahnstation, eines Ortes oder andere Zeichen und immer fand sich jemand im Waggon, der die Gegend kannte. So konnten wir unseren Weg beilaeufig verfolgen – wir fuhren erst nach Norden, dann nach Osten, in Richtung Schlesien. Der Zug hielt haeufig, zum Essen hatten wir nur das Wenige, das wir aus dem Ghetto mitgenommen hatten, zu Trinken gab es nichts.

\* \* \*

## 5. Auschwitz – Birkenau

Nach drei Tagen hielt der Zug endgueltig. Es war Abend. Die Waggontueren wurden aufgerissen und von aussen bruellte man uns Befehle zu: “Alle aussteigen, schnell, schnell, alles Gepaeck im Waggon lassen, ihr bekommt es spaeter!” Das Bild, das sich unseren Augen bot, war wie ein Alptraum: im Hintergrund sahen wir vier grosse Schornsteine, aus welchen viele Meter hohe Flammen und dichter Rauch aufstiegen, der auch ueberall zu spueren war. Davor waren lange Reihen von niedrigen Baracken, vor diesen ein doppelter Stacheldrahtzaun, dessen Draechte auf Porzellanisolatoren montiert waren, woraus wir irgendwie schlossen, dass er elektrisch geladen war. In regelmaessigen Abstaenden waren im Zaun Wachtuerme eingebaut, auf welchen wir das Glaenzen von Wachen mit Waffen sahen und auch Scheinwerfer, die ihre Strahlen in alle Richtungen drehten. Dazwischen Lampen am Zaun. Vor dem Zaun war eine Kette von SS-Leuten mit Waffen, manche mit Hunden an der Leine. Und noch naeher zu uns eine dichtere Reihe von Maennern in gestreiften Uniformen, die uns mit gebrochenem Deutsch anbruellten. Wir hatten bis damals noch nie Haeflingskleidung gesehen und trugen selbst noch unsere eigenen Zivilkleider von zu Hause. Wer nicht schnell genug vom Waggon sprang, wurde mit einem Knueppel gepruegelt. Schliesslich standen wir entlang der Eisenbahnstrecke, zwischen den Waggons und den gestreiften Haeflingen und gingen nach vorne. Wir wurden trichterartig (-foermig) zusammengedraengt, bis wir nurmehr einer hinter dem anderen standen. Vor uns war eine erhoechte Plattform, auf welcher wir einige SS-Maenner stehen sahen, ueber welchen starke Scheinwerfer angebracht waren. Es war verboten zu sprechen.

Ploetzlich naehrte sich mir einer der “gestreiften” Haeflinge – ich kannte ihn nicht – und fluesterte mir (auf Deutsch) ins Ohr :”Mach’ dich aelter!”. Vor mir waren nur noch etwa 10 Menschen bis zum Podium. Ich ueberlegte schnell – wenn mir der unbekannte Haefling trotz des Sprechverbotes diesen Rat gab, ist das wohl wichtig. Als ich bis vor die erhoechte Stelle kam, sah ich, dass dort in der Mitte ein sehr gut aussehender SS-Offizier stand (spaeter erfuhr ich dass dies der beruechtigte Arzt Dr. Mengele war), in eleganter Uniform und auf Hochglanz geputzten Stiefeln. Einer der anderen SS-Leute neben ihm fragte mich: “Wie alt?”. Ich versuchte mich moeglichst hoch und breit zu machen und antwortete laut und forsch: “21”. (Ich war 18, klein und schmaechtig). “Gesund?” war die naechste Frage und ich antwortete “Jawohl”. Mengele zeigte mit den Handschuhen, die er in der Hand hielt, zu seiner rechten Seite und ich ging dorthin, wo schon eine Gruppe meiner Vorgaenger stand. Mein Bruder kam mir auch nach. Andere waren auf die gegenueberliegende Seite geschickt worden - wir kannten den Unterschied nicht. Als unsere Gruppe etwa 30 Mann zaehlte, wurden wir, eskortiert von 2 SS-Wachen, zwischen den Stacheldrahtzaeunen weggefuehrt. Nach etwa 150 Metern wurde uns befohlen, stehen zu bleiben. “Wer von Euch irgendwelche Wertgegenstaende – Uhren, Ringe, Geld und Aehnliches hat, soll sie uns jetzt sofort abgeben, sonst werden sie spaeter mit Gewalt genommen”, sagte einer der Wachleute. Mein Bruder und ich hatten nichts, doch andere gaben den zwei SS-Leuten ihre Wertgegenstaende. Das war anscheinend ein kleines Privatgeschaeff der SS-Maenner. Dabei wagte einer von uns neuen

Haefitlingen zu fragen, wohin unsere Freunde, die auf die andere Seite geschickt wurden, gingen. "Die kommen in ein Lager fuer leichtere Arbeiten" war die Antwort. So waren wir heil durch unsere erste "Selektion" gekommen, ohne es zu wissen.

Dann wurden wir in einen grossen Saal gefuehrt, auf welchem aussen "Entlausung" stand. Rundherum an den Waenden waren nummerierte Haken. Ein auf einem Podium stehender SS-Mann befahl uns: "Ihr geht jetzt in die Duschen, alles ausser Schuhen und Hosenriemen ausziehen und auf die Haken haengen. Merkt euch die Nummer – die Kleider werden entlaust und nach der Dusche findet ihr sie so wieder". Und hier wieder eine Szene zur Illustration unserer Naivitaet: wir waren (schon immer) dazu erzogen worden, immer eine Legitimation bei uns zu tragen. Wenn wir nun unsere Ausweise in den Kleidern liessen – dachten wir – werden die doch in der Desinfektion sicher beschaedigt, was tun? Ich entschloss mich, zu fragen. Ich hatte damals das KZ-Regime noch nicht so richtig mitbekommen und hatte noch keine solche Angst vor der SS, wie wir es kurz danach lernten. Ich ging also splitterfasernackt zu dem SS-Mann, stellte mich gerade, mit den Haenden an den nicht existierenden Hosennaechten und fragte: "Sollen wir die Personalausweise in den Kleidern lassen oder mit in die Dusche nehmen?" Der Mann lachte irgendwie seltsam und sagte: "In den Kleidern lassen". Ich machte "Kehrt euch" und so blieben die Ausweise dort. Natuerlich sahen wir weder die Ausweise noch die Kleider je wieder.

Dann wurden wir von "alten" Haefitlingen am ganzen Koerper glattgeschoren und mit einer scharfen Desinfektionsflussigkeit begossen. Wir gingen in die heissen und kalten Duschen, danach erhielten wir jeder eine Unterhose, meine war aus einem Talit (Gebetsmantel) genaht, und allerhand gebrauchte Kleidungsstuecke. Zum Schluss fanden wir uns, schon im Morgenrauen, feucht und schlotternd vor Kaelte, draussen. Durch das Abscheren der Haare und die zusammengewuerfelte Kleidung waren wir derartig geaendert (veraendert), dass wir uns vorerst gar nicht gegenseitig erkennen konnten, danach fingen wir an zu lachen.

Dann wurde eine Gruppe von uns, geleitet von einem Kapo, durch das Barackenlager gefuehrt, bis wir beim Eingang in eine der Baracken eine Schlange bildeten. Irgendetwas sollte dort mit uns geschehen – Einteilung in eine Wohnbaracke oder zur Arbeit oder Verteilung von Essgeraet – ich erinnere mich nicht. Rund um uns alles ganz flach, zu sehen sind nur Baracken, der nasse schlammige Boden, der beleuchtete Stacheldrahtzaun mit den Wachtuermen und die Schornsteine, aus denen Flammen und Rauch aufsteigen. Und ueberall der durchdringende Brandgeruch. Die Schlange ging nur langsam vorwaerts. Ploetzlich sah ich auf der lehmigen Strasse zwischen den Baracken einen Jungen in Haefitlingskleidung und erkannte ihn noch von weitem – es war ein entfernter Cousin von uns, damals etwa 16 Jahre alt, der mit seinen Eltern ein Jahr vor uns aus Theresienstadt in den Transport gegangen war. (Sein Vater, Dr. Simon Adler, war in Prag Religionslehrer gewesen, ziemlich beliebt, mit Brille, der in seinem Leben wahrscheinlich noch nie irgendeine koerperliche Arbeit geleistet hatte. Seine Mutter war niedrig (klein) und schmaechtig, auch sie bebrillt, keine Athletenfigur.) Als er sich uns naeherte, wagte ich es trotz dem Sprechverbot ihm zischend seinen Rufnamen "Wolfi" zuzurufen. Er warf den Kopf in meine Richtung, erkannte mich und meinen Bruder und kam zu uns. Er sagte uns, dass er in seiner Aufgabe als Botenjunge ("Pipel" im Lagerjargon) einen Gang erledigen muesse. Wir sollten an dieser Stelle bleiben, er kaeme in kurzer Zeit zurueck. Wir wanden uns in der Schlange langsam zurueck, um nicht in dar Baracke zu sein, wenn er wiederkommt. Nach einiger Zeit kam er tatsaechlich wieder und ging mit uns zur Seite, um sich mit uns zu unterhalten. (Er erhielt dafuer von unserem Kapo Erlaubnis – sie waren doch Kollegen als Lagerfunktionaere.) Ich fragte ihn, wie es seinem Vater gehe – zur Antwort wies er mit dem Finger in Richtung einer der Schornsteine und sagte: "Er ist dort". "Und die Mutter?" fragte ich. "Die auch" sagte er. Das war mir unvorstellbar. Wissend, dass wir in Schlesien sind (und wir wussten noch von der Schule her, dass dort Kohle und Stahl gewonnen und verarbeitet wurden), dachten wir, dass die

Schornsteine Hochoefen sind. “Deine Eltern arbeiten im Stahlwerk?” fragte ich ihn unglaublich, denn ich konnte mir nicht vorstellen, was sie dort tun koennten. “Von welchem Stahlwerk sprichst du ?” kam die Gegenfrage, “Wisst ihr denn nicht, wo wir sind?” – und so hoerten wir zum ersten Mal im Leben das Wort “Auschwitz” und was es bedeutete. Seine Eltern waren natuerlich gleich bei der ersten Selektion, als sie ankamen, in die Gaskammer geschickt worden und wurden dann im Krematorium verbrannt. Das hatte seine Antwort bedeutet... Und so wurde uns auch ploetzlich klar, dass unsere Freunde, die am Abend davor mit uns angekommen waren und bei der Selektion “in ein Lager fuer leichtere Arbeiten” geschickt wurden, nicht mehr lebten.

Wolfi klaerte uns ueber das Leben und Regime im KZ auf. Er gab uns einen einzigen Rat: so schnell wie moeglich Auschwitz zu verlassen, denn dort wuerde keiner ueberleben, anderswo gaebe es vielleicht eine kleine Chance. Die Idee war natuerlich nicht, ueber den Zaun zu fliehen, das gelang fast keinem. Aber es wurden, so sagte er uns, immer wieder Arbeitsgruppen in Betriebe und zu Arbeiten ausserhalb (von) Auschwitz geschickt und wir sollten uns bemuehen, in solch ein Kommando eingereiht zu werden. (Randbemerkung: Wolfi ueberlebte).

Wir waren etwa 10 Tage in Auschwitz-Birkenau. In dieser Zeit lernten wir die trostlose und gewaltsame und verrohte Wirklichkeit, die Hierarchie und das ganze Regime der Konzentrationslager kennen – denn Theresienstadt war nicht in dieser Kategorie. In aller Fruhe, noch bei tiefer Dunkelheit, wurden wir geweckt, hatten nur ganz wenig Zeit, um auf die unbeschreiblich verschmutzten und stinkenden Betonlatrinen zu gehen, sich ein wenig bei einem Wasserhahn (natuerlich mit kaltem Wasser) das Gesicht und die Haende abzuspuelen und etwas Ersatzkaffee zu trinken, der von dazu bestimmten Traegern aus der Zentralkueche gebracht wurde. Dann begann der Zaehlpappell. Wir mussten vor unserer Baracke – Block genannt – reihenweise antreten und wurden von den Blockaeltesten und Kapos gezaehlt, welche das Ergebnis den SS-Leuten zu melden hatten. Wenn die Zahl nicht stimmte – und sie stimmte aus den verschiedensten Gruenden fast nie – wurde noch einmal gezaehlt, und noch und noch. So standen wir stundenlang frierend, nass und hungrig in der Kaelte. Immer wieder fielen Haeflinge um, die keine Kraft mehr hatten. Mittags gab es eine fast ungeniessbare Suppe aus irgendwelchen Pflanzen und Viehrueben, abends erhielt jeder Haefling im Block ein Achtel Kommissbrot und dazu ein bisschen Marmelade, Margarine oder Zucker.

Wir arbeiteten (waren) bei den verschiedensten Arbeiten im Lager – graben, Wege mit Schotter bestreuen usw., aber an manchen Tagen fuehrten wir auch absolut sinnlose und ueberfluessige Arbeiten (Taetigkeiten) aus, wie z. B. Ziegeln von einem Ende des Lagers zum anderen tragen – und dann wieder zurueck. Bei der Arbeit wurden wir von den Kapos beaufsichtigt, von denen ein Teil aeusserst roh und gewalttaetig war und die am Pruegeln mit Gummiknueppeln oder Kabelstuecken scheinbar ihre Freude hatten. Und ueberall herumtorkelnde sogenannte “Muselmaenner” – ausgemergelte Haeflinge, die schon jedwede Hoffnung aufgegeben hatten und nur noch auf ihren Tod warteten. Und viele Leichen, auf den Wegen, vor den Blocks und auch solche, die in den elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun liefen und so Selbstmord veruebten. Und ueberall und staendig der alles durchdringende Gestank von den Krematorien. Dreimal in dieser Zeit gingen wir wieder durch “Selektionen”: nackt an den SS-Aerzten vorbeilaufen, welche offensichtlich kranke oder geschwaechte Haeflinge zur Vernichtung in den Gaskammern bestimmten. Und zwischendurch mussten wir haeufig ueben, unsere Muetzen gleichzeitig abzunehmen und wieder aufzusetzen...

Ueber den Zaun schreiend konnte ich mich mit einem Prager Bekannten, Dr. Otto Heller, unterhalten, der in einem benachbarten Lager war. Er war Arzt und der Vater meiner Freundin. Er berichtete mir, dass seine Tochter und auch seine Frau als Krankenschwestern arbeiteten.

Jeden Morgen beim Appell versuchten wir zu erfahren, ob nicht ein Kommando zur Arbeit aus Auschwitz wegfahren sollte. Endlich, nach etwa 10 Tagen, war es so weit: wir sahen, dass vor unserem Nachbarblock die Haeftlinge je eine Decke, ein Brot und ein wenig andere Lebensmittel erhielten – sichere Zeichen dafuer, dass sie zum Wegfahren bestimmt waren. Mein Bruder und ich und zwei Freunde von uns verabredeten uns und – als wir sicher waren, dass uns kein Kapo oder SS-Mann sieht – liefen\_einzeln in das Kommando hinueber. Natuerlich stimmte die Anzahl immer wieder nicht, es wurde noch und noch gezaehlt. Doch schliesslich war es so weit und wir wurden zur Eisenbahnstrecke gefuehrt. Dort stiegen wir wieder auf die uns nun schon bekannten Viehwaggons, welche verschlossen wurden - und wir fuhren weg. Wieder konnten wir den Weg beilaeufig (waehrend der Fahrt) verfolgen – ueber Maehren und Oesterreich bis in die Gegend von Muenchen. Der Zug blieb nach wieder etwa drei Tagen Fahrt in einer kleinen Station namens “Kaufering” stehen. Beim Aussteigen merkten wir, dass in unserem Waggon unterwegs zwei Haeftlinge gestorben waren, auch aus anderen Waggons wurden Leichen abgeladen.

\* \* \*

## 6. Kaufering

Wir wurden zu Fuss durch einen Wald gefuehrt, bis wir zu einer Lichtung kamen. In dieser war ein kleines Lager, welches ganz andere Baracken hatte, als wir z. B. in Birkenau kennengelernt hatten. Ueber einem Graben im Boden, der etwa einen Meter breit, einen halben Meter tief und fuenfzehn oder zwanzig Meter lang war, waren zwei schraege Dachflaechen aus Brettern, die mit Teerpappe belegt waren. An einem Ende dieses halb unterirdischen Blocks war ein Fenster – dort wohnte der Blockaelteste, dessen “Zimmer” mit Decken abgegrenzt war. Am anderen Ende war eine Tuere, von welcher drei Stufen zum Boden des Grabens fuehrten. In jedem solchen Block waren etwa fuenfzig Haeftlinge untergebracht – je etwa fuenfundzwanzig lagen auf schuetterem Stroh, das auf dem Erdboden lag, auf jeder Seite des Grabens. Der Graben diente als Gang und wenn man auf seinem Platz sass (z. B. um die Brotration zu bekommen), waren die Fuesse im Graben.

Das Lager war mit doppelten Stacheldrahtzaeunen umgeben, die elektrisch geladen waren. Beinahe alle “Funktionaere” des recht neuen Lagers – Blockaelteste, Kapos - waren “alte Haeftlinge”, die schon jahrelang in deutschen Konzentrationslagern gewesen waren.

Beim ersten Appell nach unserer Ankunft sagte uns der Lageraelteste – Arnold, ein nichtjuedischer deutscher Krimineller – dass wir uns im Lager Kaufering 4 befaenden. Es gaebe (gebe) elf solche Lager, die zum nicht weit entfernten Lager in Dachau gehoerten. Es kamen die ueblichen Drohungen bezueglich Disziplin, Ordnung usw. Um uns gleich in die richtige Stimmung zu bringen, hatten wir wieder ewig lang die Befehle “Muetzen ab!” und “Muetzen auf!” zu ueben, bis wir es einigermassen gleichzeitig machten.

Bei einem der ersten Appelle wurden Handwerker gesucht – ich meldete mich als Elektriker, mein Bruder als Schreiner. Er blieb nur einige Tage bei dieser etwas leichteren Arbeit, die auch meistens unter Dach ausgeuebt wurde – dann musste er mit den Arbeitskommandos zum Bau marschieren.

Ich blieb laengere Zeit Elektriker. Da die Lebensmittelrationen sehr knapp waren, versuchte jeder, der nur irgendwie konnte, etwas “dazu zu verdienen”. Ich “erzeugte” eine Zeit lang Metall Dosen aus den Sockeln ausgebrannter Gluehbirnen, die ich gegen Brotrationen an “reichere” Haeftlinge verkaufte – die konnten in den Dosen die immer am Abend verteilten Portionen von Margarine oder Kunstthonig fuer den naechsten Tag aufheben. Dieses “Nebenverdienst” hoerte jedoch bald auf – es gab nicht genug Kaeufer und mit den immer kleiner werdenden Rationen und dem entsprechend ansteigenden Hunger wurde auch immer mehr gestohlen, sodass man die Rationen gleich immer abends aufass.

Dann fand ich eine andere Art, (mir) etwas mehr Nahrung zu verschaffen. Bei starkem Wind und Stuermen brachen haeufig kleine elektrische Masten, die an den Baracken befestigt waren. In solchen Faellen durften wir Elektriker das Tor des Lagers verlassen, um einen Baum aus dem Wald zu faellen und so einen neuen Mast zu beschaffen. Das nuetzte ich aus: ab und zu ging ich, mit Saege und Axt bewaffnet, zum SS-Mann beim Tor und meldete: "Haefling 115214 in den Wald einen Mast holen". Das wurde ordnungsgemaess von ihm notiert, ich ging und faellte ein Baeumchen, das ich gerade noch tragen konnte, hackte die Aeste ab und schaelte es. Dann zurueck ins Lager - "115214 zurueck mit Mast". Danach zersaegte und zerhackte ich den Mast in der Werkstatt zu Brennholz, welches ich abends, wenn es dunkel war, Blockaeltesten zum Verheizen verkaufte – das Zahlungsmittel war jeweils Brot oder Portionen Suppe. Die so zuverdienten Lebensmittel teilte ich natuerlich mit meinem Bruder und zwei Freunden. Diese ganze Prozedur war natuerlich gefaehrlich – wenn mich ein SS-Mann dabei erwischt haette, waere ich schwer bestraft worden.

Dann wurde ich eines Tages von meinem relativ guten Posten als Lagerelektriker entlassen und musste auch zum Bau arbeiten gehen. Beinahe alle Haeflinge der Kauferinger Lager arbeiteten an der Errichtung riesiger unterirdischer Hallen, die Waffen- oder Flugzeugfabriken werden sollten. Wir wurden von der SS bewacht, die Arbeit wurde von der sogenannten Organisation Todt organisiert, die eigentlichen Bauunternehmer waren zwei Firmen: Moll und Holzmann. Anfangs arbeitete ich als Holzfaeller. Hohe Nadelbaeume wurden abgesaegt und dann von Aesten und Schale befreit. Da ich noch einigermassen bei Kraeften war und auch jung und gewendig (wendig), hatte ich haeufig vor dem eigentlichen Faellen auf den Baum zu klettern und oben ein Seil anzubinden, mit welchem dann der Baum in die gewuenschte Richtung gezogen wurde. Dann musste ich natuerlich auch, mit vielen anderen, die gefaellten Staemme auf die Schulter heben und wegtragen.

An anderen Tagen wieder war ich zum Eisetragen oder zur "Fuetterung" der Betonmischmaschine eingeordnet. Diese letztere Arbeit ist ein besonders eindruckliches Beispiel fuer die Rohheit und Grausamkeit, die auf diesen Arbeitsplaetzen herrschten. Eine Gruppe von etwa 20 – 30 Haeflingen, angefuehrt von einem Kapo und von SS bewacht, wurde zu einer riesigen solchen Maschine gefuehrt. Etwa 30 m vor der Maschine waren Eisenbahnschienen, auf welchen ein Waggon mit 50-kg Zementsaecken stand. Wir mussten einen Kreis bilden, der den Einfuelltrichter der Maschine und den Waggon beruehrte. Dann hiess es: "Los, im Kreis gehen". Jedem beim Waggon angelangten Haefling wurde ein Zementsack auf den Ruecken geladen, dann ging es im Kreise bis zum Fuelltrichter. Dort wurde der Sack angerissen und der Zement von der Schulter in die Maschine geleert. Dann ging man weiter zum Waggon und trug den naechsten Sack, und so viele Stunden lang. Der Kapo sass in der Mitte des Kreises und passte auf: wenn jemand stolperte und fiel, wurde er von ihm mit dem Fuss zur Seite gestossen, um den ordentlichen Ablauf der Arbeit nicht aufzuhalten. Wenn nicht mehr genug arbeitstaugliche Haeflinge da waren, wurden weitere gebracht. Am Abend mussten dann alle Verwundeten, Ohnmaechtigen und Toten von den uebrigen Haeflingen ins Lager zurueckgetragen werden – denn die Zahl musste ja stimmen... Nur sehr wenige hielten diese Arbeit laengere Zeit aus. Nach einiger Zeit hatte ich Glueck: Des dunklen Winterwetters wegen war der ganze Bauplatz mit Scheinwerfern beleuchtet. Eines Tages ging bei der Betonmischmaschine das Licht aus. Der Aufseher von der Organisation Todt suchte einen Elektriker – und ich meldete mich. Nach der Reparatur der Lampe musste ich nicht mehr zurueck zum Zementtragen und blieb als Elektriker der Baustelle beschaefigt.

Anfang Dezember 1944 erkrankte mein Bruder Rudi und konnte nicht zur Arbeit gehen. Nach etwa drei Tagen kam ich aus der Arbeit und der Stubenaelteste Dr. Hanus Kafka, ein Prager Arzt, mit welchem wir befreundet waren, sagte mir, er glaube, dass mein Bruder Miliartuberkulose haette und nicht mehr lang leben wuerde. Er starb dann am gleichen Abend,

ohne noch zu Bewusstsein zu kommen. Das war am zweiten Chanukka-Abend. Ein Cousin von uns, Leo, starb ohne ersichtliche Krankheit, als er erfuhr, dass sein aelterer Bruder Felix bei der Selektion in Auschwitz freiwillig mit den Eltern gegangen war. Leo wusste natuerlich schon, dass alle drei in der Gaskammer getoetet wurden. Er machte sich derartige Vorwuerfe, dass er sich krank meldete, nicht mehr zur Arbeit ging, aufhoerte zu essen und nurmehr betete...

In dieser Zeit wurden mehr und mehr Haeflinge krank – ausser der staendigen Schwaeche, dem Hunger, der Dysenterie und allen moeglichen weiteren Krankheiten kam auch noch eine Fleckfieberepidemie dazu, die durch die vielen Kleiderlaeuse verbreitet wurde, derer unter den herrschenden Bedingungen niemand Herr werden konnte. Jeden Tag starben viele. Die Blockaeltesten meldeten die Todesfaelle erst ein oder zwei Tage spaeter, um so fuer die Toten noch Brot- und Suppeportionen zu bekommen. Dann wurden die Leichen vor die Blockeingaenge gelegt, von wo sie jeden Morgen vom “Totenkommando” weggeschleift und in Massengraebnern ausserhalb des Lagers bestattet wurden. Eine Zeit lang war auch ich zu dieser Arbeit eingesetzt.

Kaufering 4 wurde zu einem Quarantaenelager, aus welchem niemand mehr zur Arbeit hinaus ging. Aus den uebrigen 10 Kauferinger Lagern wurden alle arbeitsunfaehigen Kranken zu uns gebracht – unter diesen waren auch einige Freunde, wie z.B. Zeev Scheck und sein Bruder, der nach wenigen Tagen starb. Soweit ich konnte, half ich den Neuankoemmlingen, doch viel konnte ich nicht tun.

Etwa im Maerz 1945 wurde es klar, dass die Deutschen den Krieg sehr bald verlieren wuerden – fuer uns Haeflinge ging es jetzt darum, diese letzte Zeit noch auszuhalten, um zu ueberleben. Geruechte ueber die sich naehernde Front mehrten sich, wir sahen von unserem Lager aus die scheinbar unendlichen Mengen alliiertes Bomber, die – nicht weit von uns – Muenchen in Schutt und Asche legten. Auch die fast schon fertiggestellten Fabrikhallen, die wir gebaut hatten, wurden voellig vernichtet.

Ich erkrankte an Fleckfieber und genas irgendwie, sehr geschwaecht. Am 24. April wurde dann ein Appell abgehalten, bei welchem uns gesagt wurde, dass das Hauptlager in Dachau bereits in Haenden des Internationalen Roten Kreuzes sei, welchem wir uebergeben werden sollten. Alle, die im Stande seien zu gehen, wuerden hin gefuehrt werden, die Anderen sollten in den Baracken bleiben und wuerden mit der Eisenbahn hin gebracht werden. Da wir schon Kanonendonner der sich nahenden Front hoerten, klang das Ganze ziemlich glaubwuerdig, doch nachdem viele von uns boese Erfahrungen mit von der SS organisierten Fahrten hatten, entschloss ich mich, gemeinsam mit meinem guten Bekannten Dr. H. Kafka, trotz meines schlechten Koerperzustandes, lieber die Fusswanderung zu riskieren. So bestand vielleicht doch eine Chance, im Wald zu fliehen, wenn die SS uns – wie wir befuerchteten – erschiessen wollte.

\* \* \*

## 7. Todesmarsch und Befreiung

Wir begannen zu gehen, wobei wir uns gegenseitig stuetzten. Anfangs wurden die, die nicht weiter konnten, gepruegelt, spaeter dann hoerten wir die Schuesse, mit denen die Nachzuegler getoetet wurden. Gegen Abend wurden wir immer von der Strasse weg auf ein Feld oder eine Wiese gefuehrt, wo wir – im auftauenden Schnee und Wasser – die Nacht verbrachten. Zu Essen erhielten wir nichts, statt Trinken assen wir Schnee... Ich hatte mir vor dem Abmarsch einige Kartoffeln “organisiert”, die ich in einer Art selbstgemachtem Brotsack aus einem Stoffrest und elektrischem Draht mit mir trug. Am ersten Abend legte ich diesen Schatz unter meinen Kopf und schlang den Draht um den Hals. Jede Weile griff ich mir an den Hals, um sicher zu sein, dass ich die Kartoffeln noch hatte. Als ich frueh aufstand, merkte ich, dass es jemandem gelungen war, alle Kartoffeln unter meinem Kopf zu stehlen – ohne dabei den

Draht von meinem Hals zu entfernen. Die weiteren Tage dann konnte ich nur ab und zu einen Grashalm kauen, der aus dem Schnee schaute – oder einen Kieselstein im Mund herumwaelzen. Das gab einem die Illusion von Essen.

Nach sechs Tagen kamen wir beim Tor des Dachauer Hauptlagers an – doch vom Roten Kreuz war nichts zu sehen. Dieser Bluff wurde von der SS verwendet, um uns unterwegs gefuegiger zu machen. Nach langem Warten stellte sich heraus, dass wir nicht hineingelassen wuerden, da angeblich das Lager voll sei. Wir wurden weiter gefuehrt, bis zu einem kleinen Lager namens Allach. Dort wurden wir hineingefuehrt und fielen, zu Tode erschoept, in einer Baracke hin, auf die Koerper der schon dort befindlichen Haeftlinge, die vor uns hingekommen waren. Als der Morgen kam, sahen wir durch Ritzen in den Waenden, dass die Posten die Wachtuerme verlassen hatten – die SS war gefluechtet. Ganz in unserer Naehel wurde geschossen. Mein Freund H. Kafka und ich fuerchteten die Panik im Block, wenn ein Geschoss treffen wuerde und entschlossen uns, im Freien Deckung zu suchen. Die einzige tiefere Stelle war die Latrine, in der wir, bis zum Hals in ihren Inhalt untergetaucht, vor den rund ueber uns hin und her fliegenden Granaten Zuflucht fanden. Wir waren anscheinend mitten in der Front – von einer Seite schossen die Deutschen, von der anderen (wie wir erst spaeter erfuhren) die Amerikaner. Nach einiger Zeit wurde das Schiessen schwaecher und dann sahen wir, sich uns am Waldrand naehernd, einen olivfarbigen Tank (Panzer). Da die deutschen feldgrau waren, war uns klar, dass dies unsere Befreier waren. Meine Gedanken und Gefuehle in diesem Moment zu beschreiben, ist unmoeglich. “Ich bin frei, ich habe ueberlebt, die Nazis sind weg...” mischte sich gleichzeitig mit den Erinnerungen an alle, die diesen Augenblick nicht erlebt haben. Das war am 1. Mai 1945.

Nach den ersten US-Fronteinheiten kam eine Sanitaetseinheit, die fast ausschliesslich aus Schwarzen bestand. Wir wurden desinfiziert, aertzlich untersucht und mit neuen sauberen Kleidern und Waesche (aus SS-Bestaenden) ausgestattet. Ich kam fuer einige Tage in ein amerikanisches Feldlazarett, bis ich wieder einigermassen zu Kraeften kam Inzwischen begannen sich verschiedene Gruppen von befreiten Haeftlingen nach Landsmannschaften zu organisieren und man begann Listen zu machen – wer (...aufzulisten, wer...) in welches Land gelangen wollte. Ich war natuerlich entschlossen, so bald als moeglich ins damalige Palaestina zu fahren, doch wollte ich erst einmal nach Prag. Obwohl ich eigentlich das Schicksal fast aller meiner Verwandten kannte und auch das vieler meiner Freunde und Freundinnen aus der Jugendbewegung, hoffte ich doch, dass sich einige gerettet haetten (hatten), und der selbstverstaendliche Treffpunkt war Prag. So fuhr ich mit vielen anderen meist nichtjuedischen ehemaligen KZ-Haeftlingen in einer Kolonne von amerikanischen Lastautos der tschechoslowakischen Armee nach Pilsen, wo ich am 25.Mai ankam. Von dort fuhr ich mit einem Lastzug nach Prag – die Eisenbahn fuhr noch nicht regelmaessig.

\* \*

## 8. Zurueck in Prag

Von allen meinen Verwandten traf ich nur einen 73 - jaehrigen Bruder meiner Grossmutter, Dr. Berthold Jeiteles, der als anerkannter Wissenschaftler im Ghetto Theresienstadt vor Transporten geschuetzt wurde und so ueberlebte. Er weigerte sich, die Tatsache des Todes von so vielen seiner Verwandten und Bekannten zur Kenntnis zu nehmen. “Auch nach dem ersten Weltkrieg kamen viele Menschen erst nach Jahren aus der russischen Gefangenschaft

zurueck – alle unsere Verwandten leben irgendwo und werden zurueckkommen” sagte er. (Es gelang ihm nach vielen Bemuehungen nach den USA auszuwandern, wo er noch einige Jahre bei einer Nichte lebte.)

Von den dutzenden Mitgliedern der Lieben und Jeiteles (die Familie meiner Grossmutter) Familien, mit denen ich in Prag aufgewachsen war, ueberlebten in Europa drei: Grossonkel Berl Jeiteles, die Schwiegertochter eines Cousins meines Vaters und ich. Und nur drei waren rechtzeitig vor dem Holocaust ausgewandert – mein Bruder und zwei Soehne eines anderen Cousins meines Vaters.

In diesen ersten Tagen der Freiheit beschaeftigten mich hauptsaechlich zwei Themen. Das erste war, herauszufinden, wer von meinen Verwandten, Freunden und Freundinnen ueberlebt hatte. Das zweite war Essen. Nicht nur der physische, sondern auch der psychologische Hunger war nach den vergangenen Jahren enorm. Er ging so weit, dass ich haeufig in einem Restaurant eine komplette Mahlzeit einnahm und danach dem Kellner sagte: “Das Ganze noch einmal bitte”. Und wenn ich bei Bekannten eingeladen war – es gab solche, die frueher zurueckgekehrt waren und schon eine Wohnung und eine Wirtschaft hatten – ging ich vorher in ein Restaurant, um dort nicht allzu hungrig anzukommen und ihnen zu viel wegzuessen, denn die hatten ja in diesen Zeiten auch keinen Ueberfluss.

Die ersten zwei oder drei Wochen wohnte ich bei Bekannten, den Lauschers. Die Frau war ein Jahr lang meine Lehrerin gewesen und hatte auch meine Eltern gut gekannt. Sie hatte das Glueck, bis zur Befreiung mit ihrem Mann und der kleinen Tochter im Ghetto Theresienstadt zu bleiben und so ueberlebten sie.

Im Juni 1945, als ich noch ziemlich mager war, traf ich auf der Strasse einen mit meinen Eltern bekannten Nichtjuden, Premysl Pitter. Dieser hatte unter Lebensgefahr noch vor den Transporten juedische Familien – darunter auch unsere - besucht, um mit Lebensmitteln und anderweitig zu helfen. (Wie ich spaeter erfuhr, versteckte er auch juedische Kinder in zwei von ihm geleiteten Kinderheimen, welche jedoch von ihren Eltern vor dem Transport wieder abgeholt wurden, da sie sich nicht von ihnen trennen wollten.) P. Pitter requirierte im Mai und Juni 1945 vier vormalig von Deutschen bewohnte boehmische Burgen und richtete dort Erholungsheime fuer juedische Kinder ein, die er aus dem befreiten Ghetto Theresienstadt brachte. Er schlug mir vor, in eines dieser Heime zu kommen und dort Erzieher einer Kindergruppe zu werden – und dabei selbst zu Kraeften zu kommen. Ich nahm dies an und blieb einige Wochen dort. Dann ergaben sich Meinungsverschiedenheiten zwischen den anderen (nichtjuedischen) Erziehern und mir: sie arbeiteten in Richtung von tschechischem Patriotismus hin, ich in Richtung Palaestina und Zionismus. Da ich nicht gegen die vorherrschende Tendenz aufkommen konnte, verliess ich dieses Projekt. (Spaeter, im Herbst 1945, beherbergte Pitter in diesen Heimen Kinder von sudetendeutschen Nichtjuden, bevor diese mit ihren Familien nach Deutschland vertrieben wurden. Er wurde dafuer von vielen Tschechen sehr angefeindet).

Ich arbeitete dann eine Zeit lang in einer kleinen Prager Fabrik fuer Schaltbretter und wohnte zusammen mit meinem Freund Karl Suessmann, der auch aus dem KZ zurueckgekehrt war, in einer Wohnung, die wir gemeinsam mit Frau Hanka Heller und ihrer Tochter mieteten. Hanka war die Witwe des Arztes Dr. Otto Heller, den ich zuletzt in Auschwitz traf, der jedoch das Kriegsende nicht erlebte. In dieser Zeit begannen Emissaere der zionistischen Jugendbewegungen aus Palaestina taetig zu sein, die sich bemuehten, die Bewegungen in Europa zu reaktivieren und so die ueberlebenden Jugendlichen und Kinder zur (von der) Auswanderung nach Palaestina zu ueberzeugen. In der Slowakei hatten viel mehr juedische Kinder und Jugendliche ueberlebt als in Boehmen und Maehren und deshalb organisierten sich dort die Jugendbewegungen relativ (viel) schneller und intensiver. Ich wurde ueberzeugt (Man ueberzeugte mich davon), Leiter eines Kinder- und Jugendheimes, einer sogenannten “Mittelhachschara” (kurz Mi-Ha genannt), meiner Bewegung, des Makkabi Hazair, in

Bratislava (Pressburg) zu werden. Dieses Heim war im Sommer 1945 gegruendet worden, als die ersten Kinder kamen. Dort war bereits eine Leiterin, Chavah, mit der ich zusammen arbeiten sollte. Und so fuhr ich in die Slowakei, wo ich diese Taetigkeit im Februar 1946 begann.

\* \* \*

## 9. Slowakei

Die Mi-Ha war in einer vormals Juden gehoerenden Villa, mit einem dazugehoerigen kleinen Garten. Das Mobiliar waren Eisenbetten, die Decken, Bettwaesche usw. von amerikanischen Armeebestaenden, von Hilfsorganisationen gespendet. Die Lebensmittelsituation war damals noch nicht sehr gut, doch niemand war hungrig. Auch da halfen wieder verschiedene Organisationen. Die Kinder waren nicht gleich alt – es gab solche von sechs oder sieben Jahren bis zu Jugendlichen von sechzehn oder siebzehn. Wir zwei, Chavah und ich, kuemmertem uns um alle Beduerfnisse der Kinder – Hygiene, Unterhaltung und Kultur, Unterricht und vieles Andere. Ein Teil der Kinder war aus den Verstecken in Waeldern und Kloestern und aus Konzentrationslagern zu uns gelangt und war recht verwahrlost. Wir mussten ihnen erklaeern, warum man nicht stehlen duerfe und dass man sich nicht Brot unter dem Kopfkissen verstecken muss – denn nach dieser Mahlzeit gibt es eine weitere... Und wir unterrichteten sie auch, von der Geographie Palaestinas ueber die hebraeische Sprache bis zur Geschichte der Juden. Wir beide hatten natuerlich nicht die geringste Vorbildung fuer diese Erziehungsarbeit, aber gerade der Umstand, dass wir beide noch sehr jung waren und die vergangenen Jahre unter den gleichen Umstaenden wie unsere Zoeglinge erlebt hatten, gab uns die Moeglichkeit, uns besser in ihre Situation zu (hinein zu ) versetzen.

Im Laufe der Zeit wechselte die “Besatzung” der Mi-Ha einige Mal, da Gruppen von Kindern nach Palaestina gesandt wurden und andere an ihre Stelle kamen.

Kurz nach meiner Ankunft in Bratislava verliebten wir beide uns ineinander und heirateten schliesslich. Natuerlich wollten wir beide so schnell als irgend moeglich nach Palaestina und in einen Kibbutz, doch in der Jugendbewegung fand sich kein Ersatz fuer uns und so wurde unsere Ausreise immer wieder verschoben. Nach etwa einem Jahr in Bratislava wurde ich von der Bewegung beauftragt, eine andere Mi-Ha in Zilina zu leiten und so konnten wir uns nur ab und zu treffen. Spaeter kam dann Chavah auch dorthin.

(Im Jahr)1947 wurde die Verantwortung fuer die zwei Kinderheime anderen Mitgliedern der Bewegung uebergeben und wir arbeiteten in der Landesleitung in Bratislava. Das war mit viel Herumfahren in der ganzen Tschechoslowakei verbunden – nach dem Krieg waren zwei oder drei juedische Kinder in einem Staedtchen, vier oder zwei in einem anderen. Und wir wollten so viele wie nur moeglich in die (der) Jugendbewegung organisieren, um sie dann zur Auswanderung nach dem eben gegruendeten Israel zu ueberzeugen.(bewegen)

Im Februar 1948 wurde uns ein Sohn, Eli, geboren. Und schliesslich – endlich ! – wurde uns Anfangs 1949 erlaubt, die Tschechoslowakei endgueltig zu verlassen.

\* \* \*

## 10. Israel

Wir kamen am 5. Mai per Schiff in Haifa an. Vorher schon hatten wir mit Kibbutz Kfar Hamakkabi nahe Haifa auskorrespondiert (vereinbart), dass wir hin kaemen. Zwi Batscha, Mitglied von K. Hamakkabi, den wir aus der Tschechoslowakei kannten, wo er als Emissaer der Bewegung taetig war, holte uns vom Hafen ab und nach einem kleinen Imbiss fuhren wir

mit Autobus in den Kibbutz. Die erste Ueberraschung in Israel war das viele Gruen – wir hatten uns das Ganze viel mehr als Wueste vorgestellt. Spaeter, als wir auch in den Sueden gelangten, haben wir natuerlich auch Wueste erlebt. Unsere naechsten Freunde und Chavahs Schwester, die etwas frueher als wir kamen, empfingen uns natuerlich mit aller Liebe und Freundschaft – doch der Empfang im Kibbutz war nicht allzu herzlich. Trotzdem (Obwohl) wir schon lange angesagt (angekuendigt) waren, war keinerlei Wohnungsmoeglichkeit fuer uns vorbereitet, und fuer die ersten 2 Wochen lebten wir – mit unserem einjaehrigen Baby – in einem mit Tuere und Fenster versehenen Lift (Transportkiste fuer Moebel), dessen eigentliche Bewohner eben beim Urlaub waren. Dann wurde uns ein Raum in einer Holzbaracke zugeteilt. Weder fuer unser Kind noch fuer andere Kinder von Neuankoemmlingen war Platz in den Kinderhaeusern und so blieben sie fuer ziemlich lange Zeit mit ihren Eltern, in sehr primitiven Umstaenden. Dann stellte sich heraus, dass keine der Kibbutz-Kinderpflegerinnen bereit war, diese Kinder zu uebernehmen. Schliesslich wurde ein sehr duerftig ausgestattetes Zimmer bestimmt, in welchem Chavah eine Gruppe von Kleinkindern verschiedenen Alters pflegte, natuerlich ohne dass sie je dafuer irgendwie ausgebildet wurde.

Ich arbeitete bei den verschiedensten Branchen der Kibbutzwirtschaft – beim Bau, in der Schreinerei, als Elektriker und ab und zu auch bei den Kuehen, im Weinberg oder bei den Fischteichen. Ich war im Allgemeinen mit diesem Leben zufrieden – doch Chavah hatte es viel schwerer. Nicht physisch, wir waren solche Haerten gewohnt und auf sie vorbereitet – doch war das beruehmte Kultur- und Kommunalleben, das wir erwartet hatten, in diesem Kibbutz eine besondere Enttaeuschung. Und die Kindererziehung war auf einem weit tieferem Niveau als wir es erwartet hatten.

Chavah war schwanger, als wir kamen. Die Frau, die vom Kibbutz fuer die Betreuung der Neuen bestimmt war, reagierte auf diese Tatsache mit dem Ausruf : “O weh” – nicht gerade ermutigend fuer eine junge Idealistin. Im November 1949 kam unsere Tochter Nurit zur Welt. Mit der Zeit wurde Chavahs Unzufriedenheit mit den Zustaenden in Kfar Hamakkabi und besonders mit der Kindererziehung immer staerker und wir begannen eine ein Jahr lang andauernde Debatte, ob wir den Kibbutz verlassen sollten. Zum Schluss gab ich nach – ich sah, dass Chavah dort immer ungluecklich sein wuerde. Im Herbst 1951 verliessen wir den Kibbutz und zogen nach Kiriat Tivon.

Der Anfang dort war wirtschaftlich schwer. Wir besaessen nur die Kleider und Waesche und etwas (ein paar) Buecher, die wir aus der Tschechoslowakei mitgebracht hatten – und vier Eisenbetten, die der Kibbutz fuer uns als Neueinwanderer erhielt und die wir mitnehmen durften. In 1953 war in Israel eine Polio-Epidemie (das war noch vor der Erfindung der Salk-Vaccine) und unser Sohn Eli erkrankte. Nach einer sehr schweren Zeit, die er teilweise in einer sogenannten “Eisernen Lunge” im Krankenhaus liegen musste, wobei Chavah fast staendig bei ihm war, konnten wir ihn in ein Heim fuer behinderte Kinder bringen. Doch seine Lunge war von der Krankheit teilweise zerstoert. Er starb im Dezember 1953.

Im November 1954 wurde unsere zweite Tochter Liora geboren. Chavah lernte in dieser Zeit bei einer Keramikerin und ist seit damals in diesem Beruf taetig, selbst arbeitend und auch unterrichtend.

Zehn Jahre lang arbeitete ich als Maschinenmeister in Holz verarbeitenden Betrieben und auch beim Entwurf von Holzspielwaren fuer eine Fabrik in (im?) Kibbutz Alonim nahe Kiriat Tivon. Dann wurde der Betrieb geschlossen und ich fand eine Stelle als “Maedchen fuer alles” in einer kleinen Fabrik fuer Feinmechanik. Nach etwa 8 Jahren fand ich eine interessantere Stelle als mechanischer Konstrukteur in einem damals eben neugegruendeten Betrieb fuer physikalische und medizinische Instrumente und Maschinen. Als ich 65 Jahre alt wurde, das in Israel uebliche Pensionsalter fuer Maenner, wurde ich gefragt, ob ich nicht

weiter arbeiten wollte. Ich sagte zu – und arbeite nun seit damals fünf bis sechs Stunden taeglich.

Unsere beiden Toechter heirateten nach ihrem obligaten Armeedienst und heute haben wir einen Enkel, der mit seinem Militaerdienst fertig ist, und vier Enkelinnen, von denen zwei ebenfalls schon demobilisiert sind (ihre Militärzeit hinter sich haben?).

\* \* \*

Max M. Livni (Lieben)  
Kiriath Tivon, Maerz 2000